

„Dudwiller frier“ - Einiges aus der Vergangenheit und über die Mundart Dudweilers

Die Alten vom Büchel erzählten gerne von „Schröders Kuhnche“, dem „Kumbär des alten Schnitz“. Das Kuhnche war, wie die Bücheler sagten, „e Seel vumme Minsch, nur daß er e bißje sifft (eine Seele von einem Menschen, nur trinkt er gelegentlich)“. Letzteres war wohl leicht übertrieben, denn die Anzahl der Räusche, die er sich jahrein jahraus zulegte, überschritten das damals übliche Soll höchstens um das Dreifache.

Soweit wäre alles gut und recht gewesen, wenn er nicht einen bösen, für die damalige Zeit geradezu unverzeihlichen Fehler an sich gehabt hätte. Ein Beamter und gar ein uniformierter, der den Säbel umgeschnallt hatte, wirkte auf ihn wie ein rotes Tuch auf den Stier; er wurde ausfallend und frech, manchmal sogar handgreiflich. So war er einmal mit seinem Freund Schnitz nach dem „Hungerpuhl“ unterwegs zum „Grumbiereausmache“ (Kartoffelernten). Als sie über den Marktplatz gingen, sah er da einen harmlosen, nichtsahnenden Polizisten stehen. Dem schlug er ohne jeden Anlaß die Karscht (Hacke) über die Birne, daß es nur so knallte. Freilich, statt zum Kartoffelacker marschierte er dann in die Klappergaß (untere Scheidter Straße) zum „Hirtenstall“ (damaliges Gefängnis).

Gutmeinende Nachbarn wiesen ihn wohl darauf hin, daß doch nicht alle Beamte „miserawelich“ seien, es gebe doch auch nützliche wie zum Beispiel den Feldschütz, der aufpasse, daß seine Rüben nicht geklaut würden, oder den Briefträger, der ihm „den Paasjon“ (die Pension = Rente) sogar ins Haus bringe. Auf all das Gerede gab das Kuhnche nichts: Jeder Uniformierte, der ihm in die Quere kam, wurde auf das grausamste angepöbelt. Die „alde Hiesige“ kannten das Kuhnche. Eisenbahner, Feuerwehrleute und die gelegentlichen Militäurlauber machten sich nichts aus seinem Geschimpfe. Sie lachten ihm freundlich zu und gingen ihrer Wege. Nicht so die Polizei! Die lachte nicht freundlich. Die lachte überhaupt nicht und ging auch nicht so mir nichts dir nichts ihrer Wege. Sie, die treuesten Diener Seiner Majestät, des allergnädigsten Kaisers und Königs, und sich von so einem gemeinen Untertan insultieren lassen? Das hätte gera-

de noch gefehlt! Der Frevler wurde arretiert. Das geschah nicht nur einmal, das geschah ein halbes dutzendmal. Schließlich ließ man ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen. Er kam schnell wieder nach Hause, aber irgend etwas schien mit ihm nicht zu stimmen. Der Kreisphysikus hatte nämlich ein längeres Gespräch mit dem Bürgermeister Petermann, der daraufhin seine Polizeidiener und auch die beiden Gendarmen Traut und Vögeler unter der Hand wissen ließ, daß sie die Pöbeleien des Kuhnche nicht mehr beachten und ihm möglichst aus dem Wege gehen sollten. In echt preußischer Sparsamkeit und Schläue tat die hohe Obrigkeit noch ein übriges, um sich den unbequemen Querulanten vom Halse zu halten. Wie sie das machte, werden wir gleich sehen.

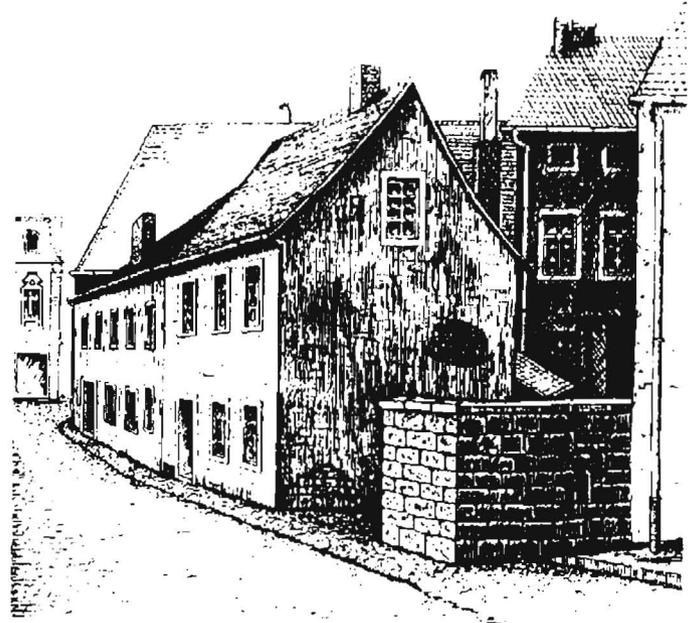
Wenn man heute zum Fenster hinausschaut, geht meistens gerade ein Beamter vorbei. Damals war das noch nicht so arg. Die Papierfabriken waren noch nicht so leistungsfähig wie heute und daher konnte sich die Bürokratie noch nicht so richtig entfalten. So saß denn das Kuhnche friedlich auf seiner Treppe und „flubhte sin Piff“ (rauchte seine Pfeife). Wenn einer von der Polizei die Hohl (den Hofweg) heraufkam und des Kuhnches ansichtig wurde, schlug er einen Haken wie ein Hase. Zähneknirschend verdrückte er sich seitwärts an den Zäunen vorbei über das Feld und getraute sich oben, wo keine Häuser mehr waren, erst wieder auf die Gasse. Sich von so einem in seiner Beamtenehre kränken lassen müssen und nichts dagegen tun dürfen? Um keinen Preis! Und wenn es der Kronenorden 4. Klasse wäre! Für das Kuhnche kamen ruhige Zeiten, seit die Polizei vor ihm kniff; wochenlang bekam er keine Uniform zu sehen.

Dudweiler war damals nicht so groß wie heute, aber die Polizei hatte immer viel zu tun. Sie mußte am Marktplatz stehen und auf etwas aufpassen, samstags nachschauen, ob die Gassen gekehrt und der Staub schön gleichmäßig verteilt sei. Hin und wieder mußte auch ein bettelnder Handwerksbursche eingesperrt oder eine Zigeunerkarawane über die Ortsgrenze abgeschoben werden. Dann mußte eine Bekanntmachung ausgeschellt wer-

den, oder man lief einem Hund nach, der keine Marke am Hals hatte. Meistens aber ging die Polizei, einen blauen Aktendeckel unter dem Arm, gemessenen Schrittes durch die Gassen. Weil es noch keine Schreibmaschinen gab, mußten alle Verordnungen säuberlich von Hand geschrieben werden. Das war eine mühevoll und zeitraubende Arbeit. Aber die hohe Obrigkeit war damals schon so schlau wie heute. Durch einen einfachen Trick erleichterte man sich dies: Man verordnete und schrieb nicht so viel wie jetzt. Die Akten, die in den Gassen herumgetragen wurden, waren deshalb gar nicht schwer. Man bekam aber Durst dabei und mußte „alsemol“ (gelegentlich) einen Schoppen trinken. Ihr Vorgesetzter, der Wachtmeister Strutz, hielt allerdings von dem Schoppentrinken während der Dienstzeit nicht viel, wenigstens nicht für die unteren Dienstgrade bis zum, sagen wir mal, bis zum Wachtmeister.

Man sieht also, die Polizei hatte viel zu tun und schaffte es nicht mehr so richtig. Überdies wurde „Hartmanns Vetter Lui“ alt und liebäugelte heftig mit dem „Paasjon“. Man suchte und fand Ersatz in der Person des Polizeidieneraspiranten Heinrich Klammfuß aus Pislanken an der Zwitta, weit hinten im Ostpreubischen, wo damals die besten Korporale und Polizisten der Welt herkamen. Frisch vom Kommiß kommend und stolz auf die Würde seines neuen Amtes, gelobte sich dieser Heinrich Klammfuß, stets ein gerechter Mittler der Macht der hohen Obrigkeit an das gemeine Volk zu sein und mit Eifer darüber zu wachen, daß dem Gesetz Genüge geschehe. Er inspizierte den Hirtenstall, ob auch Raum genug da sei für all die Handwerksburschen und nächtlichen Ruhestörer, die er kraft seines Amtes als Wächter der Heiligen Hermandad (laut Lexikon: staatliche Einrichtung im mittelalterlichen Spanien zur Aufrechterhaltung des Landfriedens) werde hinter Schloß und Riegel bringen müssen.

Armer Heinrich Klammfuß! Ihm hing der Himmel voller Bronzemedailien und Messingsterne für seine Schulterstücke. Was wußte er von dem steinigen Weg eines braven und pflichttreuen Beamten, bis er in den wohlverdienten Ruhestand treten kann? Was wußte er von „Schröders Kuhnche“? So geschah es denn, daß er eines schönen Sommermorgens mit besagtem Aktendeckel unter dem Arm die Hohl hinauf seinen Amtsgeschäften nachging. Das Kuhnche saß wie gewöhnlich auf der Treppe und rauchte seinen „Saeuzont“ (Saeuzahn = Pfeife). Der Klammfuß stammte wie gesagt von dorthier, wo die Kommißleute herkom-



men, und es erregte sein Mißfallen, das Kuhnche am hellen Morgen nichtstuenderweise auf der Treppe sitzen zu sehen. Angestrengt dachte er nach, ob es nicht einen Paragraphen gebe, der ihm gebiete, hiergegen einzuschreiten. Leider fiel ihm im Augenblick keiner ein und so blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Kuhnche einen mißbilligenden Blick zuzuwerfen und seiner Wege zu gehen.

Nicht so das Kuhnche. „Heh du Daachdieb! Wommer longs die Leid gedd, seed ma gemorje (Heh du Tagedieb! Wenn man an den Leuten vorbei geht, sagt man Guten Morgen)!“ schrie er dem Klammfuß nach. Der Klammfuß ging weiter, denn das war ja nicht für ihn. „Heerscht du nit, du Driebohlich, was hescht du donn dojowwe se suche (Hörst du nicht, du trübe Tasse, was hast du denn hier oben zu suchen)?“ zeterte das Kuhnche. Der Klammfuß wunderte sich, mit wem es der Kerl habe, es war doch sonst niemand in der Nähe. „Meinen Sie etwa mich?“ fragte er stehenbleibend und seinen Schnurrbart zwirbelnd. „Wääne donn sunscht, du Eggesteher, dojowwe sinn kä Hondwerksbursche un owwenus is a kä Wirtshaus meh, mich dich was gibschde was haschde em Bischel enunner, du blooroder Aff du

(Wen denn sonst, du Eckensteher, hier oben sind keine Handwerksburschen und weiter oben gibt es auch kein Wirtshaus, mach dich was gibst du was hast du den Büchel hinunter, du blauroter Affe du)!" Der Klammfuß erstarrte zur Salzsäule. Er glaubte, sich verhöhnt zu haben. Er kniff sich ins Ohr: Nein, er war hellwach; er träumte nicht, hier stand er und dort saß der andere. „Butz dich, butz dich, mich dich us mine Aue eruß (Verschwinde, mach dich aus meinen Augen (hinaus))!“ ließ sich das Kuhnche abermals hören. Dem Klammfuß blieb die Spucke weg. Das war ja schlimmer als Gotteslästerung, das grenzte ja an Majestätsbeleidigung, was er da hörte. „Pieronje“ keuchte er auf polnisch, da ihm in der Aufregung kein deutscher Fluch einfiel. „Mann, was haben Sie gesagt? Sagen Sie das wieder!“ „Mich din dreggische Kabbesbledder uff, du daawer Hirz (Mach deine dreckigen Kappesblätter (= Ohren) auf, du tauber Hirschkäfer)!“ „Sind Sie wahnsinnig?“ donnerte der Klammfuß, „Sie beleidigen einen königlich preußischen Beamten!“ „E keenischlich prissisches A...loch!“ echote das Kuhnche. Jetzt wurde es dem Klammfuß rot vor den Augen. „Sie Vorgartenzwerg!“ brüllte er. „An den Hammelbeinen werde ich Sie zur Wache schleifen. Ich arretiere Sie!“ „Addier dich selwer, du Bettelmonnsfänger!“ höhnte das Kuhnche. „Genug jetzt!“ sagte der Klammfuß eisig. „Im Namen des Gesetzes sind Sie ver...!“ „Holl din Tootsch do weg, du Dirmel (Nimm deine Pfote da weg, du Dummkopf)!“ schrie das Kuhnche. „Nun hat's aber dreizehn geschlagen!“ brüllte der Klammfuß abermals. „Das ist Widerstand gegen die Staatsgewalt! Ich mache von der Waffe Gebrauch, wenn Sie...“ „Dusma, dusma, versawel dich nit un loß din Plembert nur stecke, sunsch jäh ich dich mät da Mischtgawwel vum Bischel erunner (Sachte, sachte (französisch: doucement), besabbere dich nicht und laß deinen Plembert (Plempe = Säbel) bloß stecken, sonst jage ich dich mit der Mistgabel vom Büchel herunter)!“ und sich zu seinem breit und gelassen im Fenster liegenden Weibe wendend sagte er: „Durdel, long mir mol min Schriewes eruß (Dorothea, reich mir mal mein Schreiben (= Schriftstück, Bescheinigung) heraus)!“ Das „Durdel“ reichte ihm ein schon bereitgehaltenes zusammengefaltetes Schriftstück heraus, das er dem Klammfuß mit höhnischem Grinsen entgegenhielt: „Do lääs emol, du Honnswursch (Da lies mal, du Hanswurst)!“ Mißtrauisch griff dieser das Blatt und faltete es auf. Ja, was war denn das? Der Klammfuß rieb sich die Augen; ihm wurde heiß und kalt. Er las wieder; wahrhaftig, da stand schwarz auf weiß:

Anweisung

an alle uniformierten Beamten im Bereich der kgl. Polizeidirektion Saarbrücken

Alle uniformierten Beamten in meinem Dienstbereich sind gehalten, etwaige Beleidigungen von seiten des p.p. Konrad Schröder, Dudweiler, nicht zu beachten und ihm nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Der p.p. Konrad Schröder leidet an chronischer Beamtenbeleidigungstollwut und ist deshalb auf freiem Fuße zu belassen. Jedes Einschreiten gegen ihn untersage ich auf das strengste.

Der Kgl. Landrat und Polizeidirektor
v. Miquel

Dem Klammfuß zitterten die Stiefel. Irren Auges sah er in der Runde die Gesichter der Bücheler Weiber gleich höhnischen Teufelsfratzen aus den Fenstern schauen. „Was seeschde donn jitz, du dusselischer Ochs (Was sagst du denn jetzt, du...)?“ höhnte das Kuhnche von neuem. Der Klammfuß aber gab keine Antwort mehr. Wie ein geprügelter Hund schlich er von hinnen. Nie mehr getraute er sich in Dudweiler, die gestrenge Amtsperson herauszukehren. Es war ihm nicht mehr geheuer und er fürchtete, jeder Dudweilerer, mit dem er zusammengerate, könne so ein „Schriewes“ aus der Tasche ziehen und ihm höhnisch unter die Nase halten: „Do läs emol, du Honnswurscht!“ Keine zehn Pferde hätten ihn mehr in Dudweiler gehalten und so schnell es ging, ließ er sich in eine freundlichere Gegend versetzen.



Soweit die Erzählung, die Julius Vogt unter dem Titel „Der Beamtschreck“ aufgezeichnet hat. Julius Vogt hat in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg eine Reihe solcher Anekdoten aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg zusammengestellt. Er war mir nicht persönlich bekannt und anscheinend auch nicht mit mir verwandt. Der Geschichtswerkstatt Dudweiler ging im Jahre 1990 ein Manuskript zu, aus dem diese und die später folgende Erzählungen entnommen sind.

An dieser Stelle soll auf die zu erwartende Frage eingegangen werden: Was sollen solche Anekdoten in einer Veröffentlichung einer Geschichtswerkstatt? Sollten wir uns nicht besser auf gesicherte Fakten (!) beschränken? Oder zumindest jeweils eine kritische Quellenprüfung und -würdigung durchführen? Ich meine: Nein! Vordringliche Aufgaben für eine Gruppe von heimatgeschichtlich Interessierten dürften das Sammeln und Sicherstellen von Berichten, Erzählungen, Meinungen, Erwähnungen und auch Anekdoten sein, die uns durch die Illustrierung bestimmter Zeiten, Entwicklungen oder Zustände helfen, diese besser zu verstehen.

Bei der Vielfalt der Möglichkeiten, sich mit unserer Vergangenheit zu beschäftigen, besteht die Gefahr, sich zu verzetteln. Deshalb ist die Beschränkung auf einzelne Sachgebiete und in ihnen auf bestimmte Themen unerlässlich. In diesem Artikel soll das Sachgebiet die Dudweiler Mundart (das Dudwiller Platt) sein. Einige grundsätzliche Überlegungen hierzu habe ich bereits in der zweiten Veröffentlichung der Dudweiler Geschichtswerkstatt: „Neue Beiträge zur Ortsgeschichte“ von 1991 zusammengestellt. (Es sind noch Exemplare bei der Bezirksverwaltung oder bei den Mitgliedern der Geschichtswerkstatt erhältlich!) Insbesondere wurde dort das Dudwiller Platt den ihm benachbarten Mundarten gegenübergestellt. Hier soll jedoch unser Dialekt mit sich selbst verglichen werden!

Manche Leser, die die Dudweiler Mundart kennen, werden beim Lesen der Erzählung vom „Kuhnche“ und vom „Klammfuß“ schon gedacht haben: Das ist ja eher Lothringisch oder Elsässisch oder sonst eine Mundart als Dudwiller Platt. Auch im Friesischen sagt man schließlich „min Hus“ für „mei(n) Haus“. Was ist also los? Julius Vogt versichert mehrfach, daß die „Alten vom Büchel“, so gesprochen haben; er bezeichnet diese Version der Mundart als „Bücheler Platt“. Aus eigener Erinnerung kann ich bestätigen, daß ich bei meinen Großeltern und insbesondere bei noch etwas älteren Leuten (Geburtsjahrgänge um 1870) Ansätze

in dieser Richtung bemerkt habe. Allerdings habe ich damals als Kind vermutet, daß die alle aus der Gegend von „Gerschum im Bairische“ stammen müßten (= Gersheim (jetzt) im Saarpfalzkreis), wo ich schon „es Hus enus (zum Haus hinaus)“ gehört hatte. Von Leuten der Generation meiner Eltern habe ich kein „Bücheler Platt“ mehr gehört. Für bestätigende oder widerlegende Hinweise Ihrerseits wäre ich dankbar.

Zum Abschluß möchte ich aus den Aufzeichnungen von Julius Vogt einen Abschnitt (leicht gekürzt) wiedergeben, der mir deshalb interessant erscheint, weil er in der Vergangenheit über die Vergangenheit handelt und gleichzeitig Bezug auf die damalige Zukunft nimmt, die inzwischen (hoffentlich) wieder Vergangenheit ist. Er ist überschrieben mit „Die Weissagungen der Schröders-Good“:

Wieder einmal waren wir auf den Büchel spaziert, um alte Freunde zu besuchen („meie se gehn“). Bei solchen Anlässen versammelten sich dann die Frauen aus der Nachbarschaft auf Treppe und Podest eines der Häuser. Jede brachte einen Stuhl oder ein „Schdiehsche“ (= Fußbänkchen, Schemel) mit. Dann wurde ausgiebig „geschproocht un gerätscht“ (geplaudert und über andere hergezogen). So war es auch an diesem Tag.

Plötzlich hörte man etwas fauchen und stöhnen, und um die Ecke kam der Baumeister Micka in seinem funkelneuen roten Auto und zuckelte unter Gestank und Staubwolken an den entsetzten „Weibern“ vorbei die „Hohl“ hinauf. Der Baumeister Micka hatte das erste Auto in Dudweiler, und die Bücheler Weiber hatten ein solches natürlich noch nie gesehen. Das „Bawel“ war die erste, die die Sprache wieder fand. Mit erhobenem Zeigefinger sprach sie, zu meiner Mutter gewandt: „Gret, wäschde noch, was die Good gesaad hat (Grete, weißt du noch, was die Patin gesagt hat)?“ „Jo, jo“, gab meine Mutter zurück „gar deck (sehr oft) honn ich on die Good gedenkt, was die gesaad hat von de Scheese ohne Päär (von den Chaisen (= Kutschen) ohne Pferde).“

Es entspann sich nun eine erregte Debatte über das, was die Schröder-Good alles prophezeit hatte, und abschließend meinte das Bawel: „Die Good hat nie in ihrem Lääwe geloo (nie in ihrem Leben gelogen).“ Am Abend bat ich meine Mutter, mir von der Good zu erzählen, und wenn es um eine Geschichte aus alten Zeiten ging, brauchte ich sie nie lange zu bitten. Sie erzählte folgendes:

In den 60er und 70er Jahren gingen die Frauen und Mädchen noch oft gemeinsam, manchmal in Trupps bis zu 20 Personen in den Wald zum Grasen, „Laabscherre“ (= Laub scharren) oder Holzholen. Wenn die Tücher vollgestopft oder die Holzbüden gebunden waren, ging man noch lange nicht nach Hause, o nein, jetzt kam erst das schönste. Man setzte sich im Kreise herum und ließ sich von den Alten Geschichten und Sagen erzählen, die diese selbst von ihren Vorfahren gehört hatten. Besonders die Good steckte voller Geschichten. Sie erzählte, wie der „Krimhildes- Pill“ entstand (Krimhildes Pfeil, Pillenstein, Riesen-Wetzstein (heute: Spellenstein) zu Rentrisch). Sie wußte die Sage vom Schnapphahn auf dem Stiefeler Schloß. Die Greuelthaten des „Kratz“ und des „Gallas“ waren ihr geläufig. Sie erzählte von der Zerstörung Remborns und von dem Wäärwolf, der die „Krawatte“ (Kroatien) fraß, oder vom Maldiz oder von dem schönen Hoffräulein Sirene, der Geliebten des Hunsrücker Grafen Kesselstadt, die von „Lauermännern“ (Räubern) erschlagen und bei Hüttgeswasen in eine Erdspalte geworfen wurde. Sie kannte die Geschichten vom Schinderhannes und vom „Geisediewel“ (Geißenteufel), der in den 50er Jahren das Köllertal unsicher machte. Sie wußte zu berichten von guten und bösen Geistern und Gespenstern. Sie vergaß nicht, hinzuzufügen, daß letztere jetzt niemandem mehr etwas tun könnten, da sie seit 1870 vom Papst gebannt seien.

Die Good konnte nicht nur Geschichten erzählen, sie konnte auch in die Zukunft schauen. Sie weissagte, daß die Plackerei mit dem Wasserschleppen eines Tages aufhören würde, denn da würde das Wasser vom „Hermesburre“ (-brunnen) aus durch unterirdische Rohre in die Häuser gepumpt. Ebenso brauche man bald keine Kienspäne mehr; man brauche nur noch an einer „Duddel“ (Kurbel) zu drehen, dann sei es abends in der Küche so hell wie am Tage. Dann käme die Zeit, wo die „Scheese“ ohne Pferde fahren würden; sogar in der Luft würde man auf Schiffen herumfahren. Es gäbe wieder Krieg, und aus diesen Schiffen würde man „Bumbe“ auf die Erde herabwerfen. Bald darauf würde die Welt untergehen.

Stauend und gläubig müssen damals die Frauen und Mädchen diese Prophezeihungen vernommen haben. Das mit dem Wasser war inzwischen ja eingetroffen, Kienspäne und Grubenfunzel waren von der Petroleumslampe und diese vom Gaslicht verdrängt worden. Elektrische Lampen sah man schon in der Stadt auf den Straßen, wenn sie auch noch nicht in die Häuser vorge-

drungen waren. Von Schiffen, die in der Luft fahren konnten, hatte man auch schon etwas gehört, wenn man dies auch nicht so recht glauben konnte. Und nun hatte man die erste „Schees ohne Päär“ gesehen.

Ich war damals ein kleiner Bub und konnte mir unter „Bumbe“ nichts anderes vorstellen als Pumpen. Ich hatte schon Wasserpumpen gesehen und kannte auch die Luftpumpen für die gerade aufgekommene „Schnelläfer“ (Fahrräder). Auf meine Frage, warum man ausgerechnet „Bumbe“ und nicht andere Dinge herabwerfen würde, erklärte mir meine Mutter, „Bumbe“ seien „Höllmaschinen“, womit man Kaiser und Könige umbringen könne. Bis jetzt habe sie noch nichts in der Zeitung gelesen, daß man auch andere damit umbringen könne. In „Baris“ (Paris) habe man eine solche auf den Sadi Carnot und eine auf den König Alfons geworfen. Überall gebe es „Anarchiste“, die solches täten. In Rußland erst, da trauten sich der Kaiser und seine „Witschewitsche“ gar nicht mehr auf die Straße, aus Angst, eine „Bumb“ käme geflogen. (Sie meinte damit das Attentat auf den französischen Präsidenten Sadi Carnot und den Bombenanschlag auf den spanischen König Alfons (letzterer) in Paris. Mit den „Witschewitsche“ meinte sie die russischen Großfürsten, deren Namen bekanntlich mit „witsch“ endeten (Sergius Nikolajewitsch etc.).)

Wie gesagt, ich verstand das alles nicht; unter „Maschine“ verstand ich Eisenbahnlokomotiven. Täglich fuhren an unserem Hause die Züge vorbei, und was vornedran war, das war die „Maschin“. Eine „Höllmaschine“ mußte also eine besonders große, schreckliche Lokomotive sein. Und die „Anarchiste“, die solche auf all die Kaiser und Könige warfen, was mußten das erst für schrecklich starke Männer sein! Ich sagte dies auch meiner Mutter. „Du Narr“, lachte sie mich aus, „Bumbe sin so Dinger.“ Dabei zeigte sie auf die Gewichte der Wanduhr: „Wonn die vun owenerunner kimme do rappele die Zischele und die Finschderscheiwe! Un wonn die äner treffe, der is mausedod (Wenn die von oben herunter kommen, dann rappeln die Dachziegel und die Fensterscheiben! Und wenn die einen treffen, dann ist der mausetot)!“